Es soll auch jeder seinen Kamin fegen oder fegen lassen und dazu eine große Schaff mit Wasser in seinem Haus, so lange die fremden Leute dort sind, haben. Wer das nicht tut, wird darum gerügt. Und damit man dies beachte und erfahre, so muß, wer dessen überführt ist, ohne alle Gnad zu Pein und Buß geben 10 Schilling.

Desgleichen soll auch ein jeglicher seinen Harnisch, seine Wehr und Waffen zurecht legen, damit er es zu finden weiß, wenn es nottut, und er habe Acht auf die Sachen. Ihr tut es Euch selbst zugut und es ist für uns alle.

*

Aus einer Urkunde des Ravensburger Archivs vom Jahr 1669 ist zu entnehmen, daß der Magistrat von Ravensburg schon um jene Zeit eine Feuerwehrsteuer eingeführt hat, die um ihrer Erhebung wegen besonders bemerkenswert ist. Es heißt dort:

„Jeder Bürger, so Hochzeit halten will, soll in Zukunft 20 Batzen für einen Feuerkübel geben; ehe er das nicht bezahlt hat, soll ihm kein Hochzeitszettel verabfolgt werden."

Die Stadtväter sagten sich wohl damals, wo es brennt, da muß auch für das Löschen gesorgt werden, und da es nun naturgemäß bei allen Brautleuten brennt, so ist es nur recht und billig, daß sie auch ein Opfer bringen für das städtische Löschzeug, 10 Batzen für den Bräuterich und 10 Batzen für die Braut.

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

(Aufgezeichnet und bearbeitet von Albert Deibele)

Immer mehr schrumpft die Zahl derer zusammen, die über das alte Gmünd zu berichten wissen. Wenn man den Erzählungen derer lauscht, die in den 50er- und 60er-Jahren aufgewachsen sind, so bekommt man doch den Eindruck, daß sich vieles geändert hat. Der alte Reichsstadtstolz scheint langsam zu schwinden und die Bürgerschaft allmählich zu gewöhnlichen Provinzlern herabzusinken, denen die Geschichte ihrer Stadt nicht mehr viel zu sagen hat. Die folgenden kleinen Geschichten sollen uns mit einer Reihe alter Gmünder bekannt machen. Es sind Wildblumen. Auf geschichtliche Treue erheben sie keinerlei Anspruch, ja vieles ist sicherlich nicht wahr. Trotzdem halten wir die kleinen Erzählungen für wert, der Vergangenheit entrissen zu werden. Mögen sie in Einzelheiten oder selbst im Ganzen nicht richtig sein, so schildern sie Eigenschaften der betr. Persönlichkeiten doch viel besser als „historische" Grabreden und Nachrufe, denen man nur allzu leicht die milde Nachsicht gegen die Majestät des Todes anmerkt. Wie frisch, lebendig und anschaulich aber weiß der gemeine Mann zu erzählen! Wie sicher treffen solch kleine Erzählungen die Wirklichkeit! Das gilt gleich vom ersten, der die Reihe der Gmünder Originale eröffnen soll, von Dr. Kehringer. (S. Heimatblätter 1929, Nr. 12.)

1. Dr. Kehringer (1770—1829)

Dieser Doktor muß ein eigenartiger Mann gewesen sein. Der Chronist Debler weiß begeisterte Worte über ihn: „Er hat Güter, Berge, Wiesen,

Aecker, Gärten, Schafe, Pferde, Kühe, ist ein ganzer Bauer, wahrer Doktor und großer Spekulant, dabei aufgeweckt, immer lustig und von gutem Humor. Seine Tuchfabrik hat er sehr vergrößert und macht gutes und vieles Tuch. Hinter der Stadt legte er einmal ein Badhaus an." Bekannt ist Kehringer durch die Einführung des Hopfenbaus in unserer Gegend. Daß ein solcher Mann bei seinen Zeitgenossen große Beachtung gefunden hat, erscheint uns verständlich. Deshalb hat sich um seine Person schon ein ganzer Kranz von Sagen gewunden.

Gerade die Einführung des Hopfenbaus in der Gmünder Gegend wird ganz dramatisch geschildert:

Kehringer hatte schon lange ausgekundschaftet, daß der beste Hopfen in Spalt in Bayern wächst. Alle seine Bemühungen aber, Stecklinge aus Spalt zu bekommen, waren erfolglos. Ja, die bayrische Regierung setzte die Todesstrafe fest für den, der es wagen sollte, Stecklinge von Spalt fortzunehmen. Kehringer hatte es sich aber einmal in den Kopf gesetzt, seiner Vaterstadt durch die Einführung des Hopfenbaus zu helfen, und was er sich vorgenommen hatte, führte er auch durch, und koste es sein Leben. Er verkleidete sich als Hopfenhändler und reiste nach Spalt. Ohne Aufsehen zu erregen, konnte er so die besten Hopfengärten auskundschaften. Nun wartete er eine dunkle Regennacht ab. Unbemerkt schlich er sich hinaus, pflückte einige Stecklinge und versteckte sie sorgfältig in seinem Mantel. Andern Tags wollte er in aller Frühe abreisen. Beim Aufsteigen auf das Pferd aber öffnete sich die Tasche seines Mantels, und der Knecht, der das Pferd hielt, sah die Hopfenstecklinge. „Halt, du Hopfendieb!" schrie er, „keinen Schritter weiter!" Kehringer aber hieb dem Knecht mit einem wuchtigen Schlag die Reitpeitsche über den Kopf und gab gleichzeitig dem Pferd die Sporen. Der Knecht taumelte zur Seite, und schon stürmte Kehringer zum Hoftor hinaus. Der Knecht aber alarmierte schleunigst das ganze Dorf. Wer ein Pferd auftreiben konnte, machte sich auf die Verfolgung; denn die bayrische Regierung hatte eine große Belohnung auf das Ergreifen von Hopfendieben ausgesetzt. Kehringer aber hatte schon einen guten Vorsprung und hoffte, mit seinem Pferd durchhalten zu können. Doch in jedem Dorf hefteten sich neue Verfolger an seine Fersen. Stundenlang ging es über Aecker und Wiesen, durch Dörfer und Weiler. Schon näherte sich Kehringer dem Kochertal. Da verlor sein Pferd ein Hufeisen und begann zu hinken. Der Abstand zwischen den Verfolgern verkleinerte sich zusehends, und schon war unser Doktor darauf gefaßt, ergriffen und zum Schaffott geführt zu werden. Die Stadttore von Aalen tauchten auf. Wenn er Aalen erreichen konnte, dann war er gerettet. Nochmals schlug er seinem Pferd die Sporen in die Flanken. Noch einige Zeit hielt das brave Tier durch, ja, es konnte sogar den Abstand zwischen sich und den Verfolgern halten. Jetzt war Kehringer dem Stadttor von Aalen schon so nahe, daß er den Wächtern rufen und winken konnte. Das Tor wurde geöffnet. „Gerettet! Gerettet!" jubelte Kehringer. Da stolperte sein Pferd und stürzte. Kehringer gab sich nicht mehr die Mühe, dem Tier auf die Beine zu helfen, sondern rannte wie wahnsinnig die letzten hundert Meter dem

Stadttor zu. Einer der Verfolger aber war unserem guten Doktor schon so nahe auf den Fersen, daß Kehringer deutlich das Schnauben des Pferdes hörte. „Nur noch ein paar Sekunden, du guter Gott! Nur noch ein paar Sekunden!" Schon aber greift eine Hand nach dem Doktor aus. Im selben Augenblick aber schlüpft Kehringer durch das Stadttor hindurch. Der Stadtknecht, der den Doktor gut kannte, ließ augenblicklich das Falltor herunter. Kehringer war gerettet. Fluchend und wetternd standen die bayrischen Verfolger vor dem Tore. In langen Flocken hing der Schaum den Pferden aus den Mäulern. Alles Bitten und Drohen half nichts. Das Tor wurde nicht geöffnet. Unter vielen Verwünschungen zogen die Bayern endlich ab. Spät abends klopfte es nochmals heftig ans Stadttor. Unwirsch schaute der Stadtknecht nach dem Ruhestörer. Draußen stand Kehringers Pferd. Es hatte sich von dem Sturz erholt und war den Spuren seines Herrn gefolgt. Außer einigen Schürfungen hatte es keinen Schaden erlitten. Voll Freude führte es der Stadtknecht dem Doktor zu, der den Knecht reichlich belohnte. Noch einige Tage hielt sich Kehringer in Aalen auf. Als der Weg nach Gmünd sicher war, ritt er vergnügt in seine Vaterstadt. Dort wurde er mit großen Ehren empfangen. Alsbald wurde mit dem Hopfenbau begonnen und die Anbaufläche jedes Jahr vergrößert. Schließlich waren fast alle Hänge unserer Stadt mit Hopfengärten bedeckt. Kehringer selbst unterhielt ein Mustergut am Klarenberg.

Kehringer hatte auch ein Gut am Kaffeeberg. Dieses reichte bis an die Rems herunter. In diesem Gut hielt er sich besonders gern auf und erbaute sich dort ein schönes Gartenhaus. Nun kam das große Hochwasser von 1827, von dem heute noch die Inschriften an der Gewerbebank und der Herrgottsruhkapelle melden. Die wilden Wasser rissen auch das Gartenhäuschen Kehringers mit. Sein Diener Sigill hatte den Vorgang von der Stadtmauer aus verfolgt. Eilends rannte er nach Hause und stürzte schreckensbleich in die Wohnstube Kehringers. „Herr, das Gartenhäuschen hats weggerissen! Es schwimmt schon die Rems hinunter!" rief er ganz außer sich. Kehringer, der gerade mit einer Arbeit beschäftigt war, sagte seelenruhig: „Nimm den Schlüssel zum Gartenhäuschen von der Wand und wirf ihn in die Rems, damit die Unterländer das Häuschen auch aufmachen können!"

Dieser Diener Sigill war eine treue Seele und seinem Herrn auf Tod und Leben ergeben. Eigenartig war es, wie er in die Dienste Kehringers gekommen war. Kehringer hatte in der Zeitung einen Diener ausgeschrieben. Eine Menge junger Leute meldete sich, darunter auch Sigill. Dieser kam gerade vom Zuchthaus, wo er eine 10jährige Zuchthausstrafe abgesessen hatte. Alles wunderte sich deshalb, als Kehringer gerade diesen Mann zum Diener nahm. Eine Abordnung Gmünder Bürgersöhne begab sich zu Kehringer und hielt ihm vor, daß er sie als Bürgersöhne dem Zuchthäusler hintangesetzt habe. Kehringer aber sagte auf seine ruhige Art: „Ich kenne meinen Sigill. Er ist wenigstens wieder aus dem Zuchthaus herausgekommen. Wenn man euch aber erwischt hätte, hätte man euch gar nicht mehr herausgelassen."

Von Kehringer stammt auch die heute noch viel erzählte Geschichte von der „guten Stunde“. Ein Weiblein kam zu dem Doktor und klagte und jammerte, daß es noch nie in seinem Leben eine gute Stunde gehabt habe. Vertrauensvoll klopfte Kehringer der Alten auf die Achsel und sagte: „Dazu kann ich Euch leicht verhelfen: Lauft von Hussenhofen nach Gmünd, dann habt ihr eine gute Stunde!“ Sprachs, gab dem Weiblein ein Guldenstück und schob es zur Türe hinaus.

Von seinem Ansehen als Arzt zeugt folgende, allerdings mehr als zweifelhafte Geschichte:

Einstens war König Wilhelm 1. (1816—64) schwer krank. Kein Stuttgarter Arzt konnte ihm helfen. Da erzählte jemand dem König von Doktor Kehringer. Der König ließ den berühmten Mann sogleich kommen. Kehringer ging in seinen Reisekleidern zum König und fragte unwirsch, was er wolle. Die Hofschranzen wollten den Doktor zur Türe hinauswerfen. Der König aber befahl seinen Dienern, sie sollen ihn mit Doktor Kehringer allein lassen. Dann sprach der König: „Nun, Doktorchen, bei uns im Schloß ist man schon etwas mehr Höflichkeit gewöhnt.“ „Mag schon sein,“ erwiderte der Doktor, „dann braucht ihr auch keinen Gmünder nach Stuttgart kommen lassen. Wir Gmünder haben bis jetzt bei den württembergischen Beamten noch nicht Gelegenheit gehabt, die Höflichkeit zu lernen. Uebrigens habe ich geschworen, bei keinem Kranken einen Unterschied zu machen. Im Hemd sind bei mir alle Menschen gleich. Es sind lauter Leute, die meiner Hilfe bedürfen und denen ich als Freund zu helfen suche. Deshalb stehe ich mit allen meinen Kranken auf „Du“. Auch im Schloß zu Stuttgart werde ich die Behandlung nur aufnehmen, wenn ich nach meiner Gewohnheit handeln darf.“ Der König versprach, dem Doktor nichts in den Weg zu legen. Nach einiger Zeit gelang es Dr. Kehringer, den König vollständig herzustellen. Zum Dank dafür wollte ihn der König zu seinem Leibarzt machen. Kehringer aber sagte: „Du kannst zu deinem Leibarzt machen, wen du willst, nur nicht den Kehringer. Der muß jetzt wieder zu seinen Gmündern zurück, wo er Gescheiteres zu tun hat, als die krummen Rücken der Hofschranzen anzuschauen.“ Nach diesen Worten sagte er dem König ein schlichtes „B'hüt Gott!“ und verließ ebenso aufrecht das Zimmer, wie er es betreten hatte.

2. Der Maler Tiefenbronn (1831—1885)

Von dem Maler Tiefenbronn befinden sich einige ganz vorzügliche Zeichnungen in der Bildersammlung der Erhardschen Altertumssammlung. Der unglückliche Maler war noch den ältesten Bewohnern Gmünds bekannt. Ich möchte hier unter allem Vorbehalt erzählen, was hier noch von ihm gesprochen wird.

Tiefenbronn stammte aus einer armen Familie. Wegen seines großen Zeichentalentes ließ ihn Königin Olga in der Malerei ausbilden. Nach Beendigung seines Studiums kehrte Tiefenbronn in seine Vaterstadt zurück. Hier malte und zeichnete er nach Herzenslust. Reichtümer hatte er sich allerdings damit nicht erworben; aber er fühlte, wie ihm die Schwingen wuchsen, und wie er auf dem besten Weg war, der Welt zu zeigen, welcher tüchtiger Kerl

in ihm stecke. Besonders **ein** Gedanke ließ ihn nimmer los: er wollte ein Gemälde schaffen so voller Farbenglut, wie der Abendhimmel im Dämmerschein. Abend für Abend saß er draußen und studierte unablässig den sterbenden Tag. Endlich glaubte er sich seiner Aufgabe gewachsen. Ein Waldstück sollte entstehen, zwischen dem die letzte Glut der sinkenden Sonne lohte. Unverzüglich machte er sich an die Arbeit. Dieses Gemälde sollte ihn mit einem Schlag in die Reihe der ganz großen Maler stellen. Und die Arbeit wuchs und wuchs und mit ihr das Hoffen unseres Künstlers. Sein Meisterwerk sollte ihn auch aus seinen drückenden Geldnöten befreien. Die letzten Lichter wurden eingesetzt und hier und dort noch ein paar Dämpfer angebracht. Nun war das Ganze fertig. In unerhörter Feuersglut leuchtete das Abendrot zwischen den dunklen Stämmen des Waldes, als ob die ganze Erde in Feuer aufgehen wolle.

Das Gemälde wurde ausgestellt. Aber es erntete nur Hohn. Gerade die Lichtwellen, die in wundervollem Purpur und Violett durch den Wald wogten, erregten den Spott. Tiefenbronn stand am Grab seiner Hoffnungen. Er wußte, mit diesem Bild mußte er hochkommen oder für immer versinken. Tiefe Schwermut überfiel ihn. Im Trunke suchte er Vergessenheit, und schließlich taumelte er von einer Wirtschaft zu der anderen. Langsam umnachtete sich sein Geist. Immer aber beschäftigte ihn sein Waldbild mit der Dämmerglut des Abends. In seinen lichten Stunden machte er mit seinen Freunden gerne Abendspaziergänge und studierte die Farbschattierungen der Dämmerung. Und immer wieder rief er aus: „Seht, Freunde, ist dieses nicht das Violett und Rot, das in meinem Bilde brennt!"

Tiefer und tiefer sank der Unglückliche. Bald fand man ihn fast nur noch in den Wirtschaften hinter einem Glas Schnaps. Hatte er kein Geld mehr, so malte er um eine Kleinigkeit Bilder, um damit seine Schulden zu bezahlen. Aus dieser Ursache entstand auch das große Wandgemälde in der Wirtschaft zum Hohenstaufen. Es stellt die Gmünder Alblandschaft dar. Im Vordergrund sitzt der Maler selbst: eine echte, flotte Künstlernatur. Es ist schade, daß dieses schöne Wandgemälde immer mehr verrußt und verraucht. Ein anderes Bild von Tiefenbronn, auf Leinwand gemalt, hing lange Zeit in derselben Wirtschaft. Es ist während des Krieges auf unrechtmäßige Weise entfernt worden. Auch im Becherlehen sollen Zeichnungen von Tiefenbronn zu sehen sein. *)

Gegen Ende seines Lebens soll Tiefenbronn nicht einmal mehr eine eigene Wohnung gehabt haben. Er hauste monatelang in einer Bauhütte auf dem Kirchplatz. Schließlich wurde er in den Spital aufgenommen, wo er vergessen in tiefster Armut starb. (Vgl. auch Stütz „Gmünd in Wort und Bild" S. 65.)

*) Auf dem hiesigen Rathaus befindet sich ebenfalls ein Gemälde von Tiefenbronn aus dem Jahre 1876. Es stellt die Burg Rechberg dar, im Hintergrund den Hohenstaufen in tiefem Rot der Dämmerung.

(Fortsetzung folgt)

Wünsche und Beiträge für die Gmünder Heimatblätter sind zu richten an Prof. Dr. Dietzel, Engelgasse 11.

Verantwortlich für den Inhalt Heimat- u. Verkehrsverein Gmünd. – Rotationsdruck der Rems-Zeitung

tung einer 3. Stadtpfarrkirche waren vorhanden. Doch die ungünstigen Zeitverhältnisse machten einen Strich durch das Vorhaben.

Der Josefsverein, der vor etwa 30 Jahren gegründet wurde, ist sehr notwendig für die Erhaltung und Vergrößerung der Josefskapelle. Zur Verschönerung und feierlichen Ausgestaltung des Gottesdienstes besteht ein Josefskirchenchor, der in uneigennütziger Weise die Ehre Gottes und des hl. Josef fördert. Dies ist in kurzen Zügen die Geschichte der Josefskapelle, die zwar eine der kleinsten der Kirchen und Kapellen in hiesiger Stadt ist, aber dem Herzen aller, die sie kennen, besonders nahe steht und deshalb auch besonders lieb und teuer ist.

Mesner Bäuerle

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

(Aufgezeichnet und bearbeitet von Albert Deibele)

(Fortsetzung)

3. Polizeidiener Kränzle

Der Polizeidiener Kränzle war eine stadtbekannte Persönlichkeit. Sein Bildnis, von der Hand Tiefenbronns gemalt, befindet sich in der städtischen Altertumssammlung. Im Dienste war Kränzle sehr streng. Als er wegen hohen Alters im Außendienst nicht mehr verwendet werden konnte, wurde er der Steuerverwaltung beigegeben. Nun mußte er die verfallenen Steuern, die Hundesteuer und Polizeistrafen einziehen. Kam er in ein Haus, so rief er schon die Treppe herauf: „Der Herr braucht Geld!"

Kränzle wohnte in der Milchgasse, in dem Hause, das jetzt der Optiker Schmid bewohnt. Mit seiner Frau lebte er nicht immer gerade in schönster Harmonie, besonders deshalb, weil sie seiner Ansicht nach nicht kochen konnte. Einstens kam Kränzle müde und hungrig zum Mittagessen heim. Es war gerade Freitag und seine Frau hatte deshalb Dampfnudeln gemacht. Diese glichen aber schon eher einem Wetzstein als dem gefeierten schwäbischen Nationalgericht. Voll Wut betrachtete Kränzle die Mißgeburten aus der heimischen Küche, holte die Nagelkiste und nagelte die Dampfnudeln außen an den Fensterladen. Da es gerade 12 Uhr war, gingen eine Menge Arbeiter an dem Haus vorüber. Bald entstand ein Riesenauflauf: draußen Lachen, Johlen und Schreien, drinnen im Hause das Gekreische des tiefbeleidigten Weibes. Als der Lärm immer größer wurde, öffnete Kränzle das Fenster, deutete auf die angenagelten Dampfnudeln und schrie: „Ist das auch ein Fressen für einen städtischen Beamten?" Dann schlug er das Fenster zu, nahm seine Mütze und ging unter lautem Halloh in den Pfauen, wo er für diesen Tag sein Mittagessen einnahm.

4. Vom alten Seybold

Der alte Seybold, dessen Enkel (Graveur Alois Seybold) heute noch in Gmünd lebt, war ein geschickter Kupferstecher. Er wohnte in der Schmidgasse, wo heute das Geschäft Dennochweiler ist. Seybold war fast dauernd auf Geschäftsreisen, denn er arbeitete bei Fürsten und Grafen in Ungarn und Böhmen. Seine Frau war von Waldstetten, eine geborene Huber. Wenn sie nießen mußte, öffnete sie das Fenster und besorgte es so kräftig, daß man es bis an den Hahnen hinab hörte. So wußte jedermann in der Schmidgasse, daß Frau Seybold zu Hause war. Wenn ihr Mann alle 2—3 Jahre einmal nach Hause kam, war die Wiedersehensfreude groß. „Geteilte Freud ist doppelte Freud", hieß es bei dem gutmütigen Weibchen. Deshalb lud sie die ganze Schmidgasse zum Kaffee ein, und wie das Nießen die Frau, so verriet jetzt der feine Geruch von Kaffee und Kuchen der Schmidgasse, daß der Mann zu Hause war.

Wünsche und Beiträge für die Gmünder Heimatblätter sind zu richten an Prof. Dr. Diebel, Engelgasse 11.

Verantwortlich für den Inhalt Heimat- u. Verkehrsverein Gmünd. — Rotationsdruck der Rems-Zeitung

sollte die Durchbrechung des Gestühls, die durch Herausnahme der Eschenmaserfüllungen an den allermeisten Stühlen erfolgte, wieder ergänzt und damit der ursprüngliche geschlossene Eindruck wieder hergestellt werden[18]). Es waren offenbar kultische Zwecke, welche die Entfernung dieser Füllungen in einer nicht feststellbaren Zeit veranlaßten; der Einwand, daß es sich bei einem Gotteshaus nicht um ein Kunstdenkmal an sich, sondern um ein gottesdienstlichen Zwecken dienendes Gebäude handelt, ist durchaus richtig und beachtbar; die freundliche Gesinnung, mit der die katholische Kirche in ihren berufenen Vertretern der Kunst und Geschichte gegenüberstehen, läßt aber eine Lösung erhoffen, die der Bedeutung des Werkes entsprechend ist.

Es ist mir zum Schluß ein Bedürfnis, folgenden Stellen für die Unterstützung meiner Studien durch Hinweise und Auskünfte Dank zu sagen: den Herren Direktor Dr. Demmler und Dr. Verres vom Kaiser Friedrich-Museum Berlin, Direktor Dr. Buchheit und Dr. Walzer vom Schloßmuseum Stuttgart, Geheimrat Dr. Zimmermann vom Germanischen Museum Nürnberg, Dr. Feuchtmayer von der Alten Pinakothek München, der Städt. Archivdirektion in Nürnberg und Augsburg, dem Direktor des Städt. Archivs Dr. Stenzel Stuttgart, Herrn J. Wolfgang Rath Stuttgart, sowie der Kath. Kirchenpflege Gmünd für Ermöglichung der Aufnahmen. Walter Klein

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

(Aufgezeichnet und bearbeitet von Albert Deibele)

(Fortsetzung)

5. Herzers Xander

Herzers Xander war ein Komiker, wie man ihn nicht alle Tage findet. Nach Feierabend saß er gerne im „Kübele", trank seine Maß und rauchte dazu aus einer Porzellanpfeife. Oft wurde er von den Gästen aufgefordert: „Xander, mach etwas!" Nur selten aber ließ er seine Künste sehen. War er aber in Stimmung, dann verzog er sein Gesicht zu greulichen Fratzen. Am meisten Anklang fand er, wenn er mit einer Gesichtshälfte lachte und mit der anderen weinte. Das hat ihm noch keiner nachgemacht.

Seine Künste als Komiker retteten ihn aus mancher Geldklemme. Jammerte das Weib zu Hause: „Xander, wir haben kein Holz mehr, kein Schmalz, keine Eier, wir sollten den Hauszins bezahlen und haben keinen Pfennig Geld," dann sagte er ruhig: „Weib, sei still, ich will schon Geld verschaffen!" Dann ging er in die Wirtschaften, schnitt seine Grimassen und trug allerlei spaßige Liedchen und Gedichte vor. Dadurch soll er oft Taschen

---

18) Die evang. Kirchenpflege St. Anna in Augsburg hat zum Reformationsjubiläum 1930 in erfreulicher Weise das Unrecht wieder gut gemacht, das zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch Verstümmelung der Fuggerschen Grabkapelle aus „Nützlichkeitszwecken" begangen wurde. Die Renovierung erfolgte nach den Plänen und Gedanken, die Geheimrat Halm-München in seiner bekannten Veröffentlichung über die beiden Daucher 1920 niedergelegt hatte.

voll Geld verdient haben. Ein Augenzeuge versichert, daß Xander einmal in einer halben Stunde 35 fl. eingenommen habe.

So ruhig der Mann das Jahr über war, an der Fastnacht konnte man ihn nicht halten. Einmal trieb er es gar toll. Da sollte erst am Aschermittwoch Abend die Fastnacht begraben werden. Um kein Aufsehen zu machen, wollte er sich mit seinen Freunden außerhalb der Mauern auf dem Zeiselberg treffen. Xanders Frau ahnte aber das Vorhaben. Um ihren Xander ans Haus zu fesseln, behandelte sie ihn am Aschermittwoch ganz besonders liebenswürdig. Sie klopfte ihm auf die Schulter und flötete, so süß sie noch konnte: „Lieber Xander, heute wollen wir uns einen schönen Tag zu Hause machen. Mehl und Hefe habe ich schon hergerichtet, auch die Schnitze und Zwetschgen kochen schon. Ich hol nur geschwind noch etwas Schmalz, dann gibt es die besten Fastnachtsküchlein. Zieh einstweilen deine Stiefel aus, und hole den alten Schlafrock!" Dem Xander wurde es ganz weh zumute. Auf dem Zeiselberg war alles schon bestellt, und er sollte jetzt brav wie ein Schulbube zu Hause seine Fastnachtsküchlein verspeisen. Schon sann er auf Flucht. Die Frau aber hatte dies geahnt, die Glastüre von außen verschlossen und den Schlüssel stecken gelassen. Gefangen! Das war das Einzige, was Xander noch denken konnte.

Doch kaum hatte er sich den trübseligsten Gedanken überlassen, da schellte es an der Glastüre. Xander schaute nach. Draußen stand die Milchfrau und verlangte den Milchhafen. War das ein Glück! Xander bat, die Türe aufzuschließen. Seine Frau habe in Gedanken den Schlüssel stecken lassen. Die ahnungslose Milchfrau willfahrte dem Wunsch. Xander schob den Schlüssel ein: der Weg in die Freiheit war gesichert. Zuvor aber wollte er die Heimtücke seiner Frau rächen. Deshalb leerte er ein gewisses Henkeltöpfchen mit seinem anrüchigen Inhalt mitten auf den Tisch und schrieb auf einen Zettel: „Liebes Weib, da hast du deinen Xander!" Nun ging es im Eilschritt auf den Zeiselberg. War da ein Leben und Treiben. Gar bald hatte Xander seine Fastnachtsküchlein vergessen. Am Donnerstag früh ging er nach Hause; aber kein Weib in der Stube, kein Weib in der Küche. Er ging in die Kammer. Da lag die Frau im Bett, den Kopf dick mit Tüchern eingebunden und schluchzte herzzerbrechend. Xander wurde plötzlich schlecht zu Mut und ängstlich fragte er: „Was fehlt dir denn, liebes Weib." „Na, laß mich nur sterben! Eher tot, als mit einem solchen Unflat weiterleben!" — Und wieder rannen die Tränen wie Bächlein. Sie erweichten rasch das Herz Xanders. Reumütig bat er um Verzeihung und schwur hoch und teuer, sich zu bessern. Was wollte die Frau machen? Sie verzieh eben wieder. Einige Tage hielt Xander auch Wort — weil er kein Geld mehr hatte. Bald aber begann er wieder sein altes Leben.

Xander verfaßte auch viele spaßhafte Lieder und Gedichte. Bei seiner Nachbarin aber hatte er sich einmal verrechnet. Als er diese in ziemlich derber Weise verspottete, verklagte sie ihn. Xander bekam 2 Tage Freiquartier hinter schwedischen Gardinen.

Seine Narretei brachte ihm ein frühes Grab. Bei einem Fastnachts-

umzug ritt er auf einem Pritschenwagen einen Schaukelgaul. Er schaukelte so närrisch, daß er das Uebergewicht bekam und bei der Johanniskirche vom Wagen fiel. Er brach ein paar Rippen. Nie mehr erholte er sich von dieser Verletzung. Nach einigen Wochen trugen sie ihn auf den Friedhof hinaus.

Lorch

Von Regierungsrat a. D. Marquart in Ludwigsburg

Wir sind weit entfernt, darüber berichten zu wollen:

1. daß Lorch in alter Zeit nach dem Ergebnis mehrfacher Ausgrabungen eine bedeutende römische Niederlassung und zugleich Militärstation war;

2. daß das schöne Dorf — später Marktflecken und seit 22. Juni 1865 Stadt Lorch — älter ist als das Kloster dieses Namens; denn schon 1060 baute Hildegard Witwe Heinrichts von Hohenstaufen geb. Gräfin von Helfenstein daselbst am Fuß des Berges eine Kirche und ein Stiftshaus.

3. daß das Kloster Lorch oder wie es ehemals hieß Liebfrauen- oder Marienberg vormals ein Benediktiner-Kloster gewesen sei, das im Jahr 1102 von dem Herzog Friedrich von Schwaben, seiner Gemahlin Agnes und seinen beiden Söhnen Friedrich und Konrad gestiftet wurde;

4. daß sowohl dieses Kloster durch seinen Stifter merkwürdig ist, dessen Geschlecht fast über 100 Jahre das Szepter des deutschen Kaisertums führte, als auch daß diese Klosterkirche durch reiche Gräber und Grabmale von Personen dieses Geschlechts sich auszeichne;

5. daß 1514 die Bewohner von Lorch am „armen Konrad", einem Bauernaufstand im Remstal teilnahmen, und 1525 sich das Landvolk im Remstal abermals empörte, ein Haufen das Tal heraufzog und das Kloster samt allen Urkunden niederbrannte, daß der Abt erschlagen, die Mönche verjagt und die Klosterschätze unter die wilde Rotte verteilt wurden;

6. daß Ende des 18. Jahrhunderts in der Klosterkirche Nachgrabungen angestellt, dabei sämtliche Gräber leer gefunden wurden, während doch bei der Eröffnung derselben 1475 die unleugbaren Beweise ihrer Echtheit bemerkt worden waren;

7. daß unter den Grabmalen das Steinbild eines Ritters sich vorfinden ließ, dessen Leib ganz zerfressen und aus dessen Haupt eine Schlange, ein Frosch und eine Eidechse hervorkriechen. Der Edelmann Ulrich von Wöllwarth soll der Sage nach hier auf der Jagd verirrt und sein Leichnam in diesem Zustand gefunden worden sein.

All das Aufgezählte soll nicht weiter geschildert werden, es haben dies berufene Federn beschrieben — vergl. Binder, Württ. Kirchenämter 1798, S. 83, Kaißer, Führer zu den Hohenstaufendenkmalen, Kirn, Lorch und seine Umgebung 1903. Zur Ergänzung soll in nächster Nummer einiges beigefügt werden.

(Schluß folgt)

Friedrich von Schwaben aus dem Hause der Hohenstaufen, der von 1079 bis 1105 den Herzogshut trug, erzählt die Geschichte, daß er vieles tat, um das in der Nähe gelegene Gmünd in Aufstieg zu bringen; 1090 war Gmünd noch ein Dorf; Friedrich vergrößerte dasselbe, allein erst unter Kaiser Barbarossa 1152—90 erhielt Gmünd das Stadt-Recht und mehrere andere Freiheiten und blieb bis zum Untergang der Hohenstaufen 1268 in deren Händen.

Als der Bruder des Herzogs Friedrich — Bischof Otto von Straßburg den 1096 unternommenen 1. Kreuzzug zur Eroberung des hl. Landes in Person mitmachte, brachte er bei seiner Rückkehr viele Schätze mit, die im Kloster Lorch aufbewahrt wurden. Mit Kaiser Konrad 3., dem ersten deutschen Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen († 1152) sollen viele Gmünder nach Palästina gezogen sein und obwohl nur wenige zurückkehrten, äußerte doch dieser Kreuzzug seine wohltätigen Wirkungen auch für Gmünder und Lorcher Verhältnisse. Die Hohenstaufen brachten Gelehrte und Künstler aus Griechenland mit, welche einen heilsamen Einfluß auf den Unterricht ausübten, indem man sich von diesen Griechen unterrichten ließ und das Gelernte im Leben anwandte.

Kaiser Konrad soll 1139 und 1144 persönlich in Lorch anwesend gewesen sein!

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

(Aufgezeichnet und bearbeitet von Albert Deibele)
(Fortsetzung)

6. Der Duddenlatsch

Ein richtiger alter Naze voll Humor und toller Streiche war Baron Duddenlatsch. Er hieß eigentlich Otto Albrecht und wohnte auf dem Schmiedturm. Daraus schon ist zu ersehen, wie hoch sein Adelsbrief einzuschätzen war. In der Jugend war Albrecht ein strammer Kerl. Er soll der schönste Gardemann gewesen sein. Als er zum erstenmal von Stuttgart auf Urlaub kam, kehrte er sofort im Torbecken ein. Seine Freunde fragten ihn: „Woher des Wegs, Duddenlatsch?" — „Woher denn sonst, als von meinem Wilhelm." (Gemeint war König Wilhelm 1.) „Was hat denn der König gesagt, als er dich gesehen hat?" — „Na, was wird er gesagt haben? Grüß dich Gott, du alte Feldschmitte. Wie geht dirs denn? Du wirst von deinem Gmünd herauf wohl recht Hunger und Durst bekommen haben? He, Kathrin (die Königin Katharina), hol geschwind ein Krüglein Most herauf! Auf dem Simsen steht der Mostkrug, und dann bring auch etwas zum Vespern! Im Röhrle ist noch ein bißchen Kraut, und dann spring geschwind zum Metzger über die Straße und hole ein Paar rote Würste! Der Naze hat Hunger."

In diesem Ton bewegte sich seine Unterhaltung. Von dem schmucken Gardegrenadier ist außer seiner Länge später nicht mehr viel übrig geblieben. Duddenlatsch handelte mit Lumpen, schrie an allen Straßenecken herum und

gab den Kindern, wenn sie Lumpen brachten, die damals neuen Hauchbilder aus „Menschenhaut".

Geld hatte er fast nie, und sein Durst war immer groß. Einst schickte er seine Hauserin ohne Geld zum Nerschjockele (Wirtschaft Menrad), damit sie ihm Schnaps hole. Doch da schon allzu viel angekreidet war, kam sie ohne Schnaps zurück und sagte zur Stubentüre herein: „Ich habe keinen. Ihr sollt nur zuerst die anderen ..." Doch Duddenlatsch ließ sie nicht aussprechen und sagte: „Hast recht, daß du keinen gebracht hast. Geh nur in den Löwen! Da hat man einen besseren!"

7. Der Spicker

Der Spicker war ein kleiner, gedrungener Mann von riesigen Körperkräften. Er konnte hupfen und laufen wie kaum ein anderer, und das konnte er zu seinem Handwerk vorzüglich brauchen. Spicker war nämlich zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein verwegener Wilddieb. Den Bauern war dies nichts weniger als unangenehm; denn er säuberte ihre Felder von Rehen und namentlich von Wildschweinen, die in der ersten württembergischen Zeit überreichlich gehalten wurden. Die Gmünder aber freuten sich über das Treiben Spickers, weil die württembergische Regierung der Stadt nicht nur die freie Jagd weggenommen hatte, sondern den Bürgern sogar Treiberdienste zumutete. Aber jedem schlägt einmal seine Stunde, und so wurde auch Spicker endlich von den Landjägern erwischt. Er hatte ihnen genug Schnippchen geschlagen und ihnen bei Tag und Nacht keine Ruhe gelassen. Schwer gefesselt wurde er nach Oberdischingen und dann nach Ulm geführt und dort im Garnisonszuchthaus eingesperrt.

Kurze Zeit darauf gingen seine Freunde nach Lindach zum braunen Bier. Wie sie so ihre Gläser leerten, erzählten sie sich die Heldenstücklein Spickers. „Wie wird es ihm in Ulm ergehen?" fragte der eine. „Der sieht den hellen Tag nicht mehr," meinte der andere. Der dritte wußte von einem neuen königlichen Befehl, nach dem jeder Wilddieb mit dem Tod bestraft werden sollte. Wie sie sich so unterhielten, ertönte plötzlich ein scharfer Pfiff. Erschrocken fuhren sie in die Höhe: „Das ist Spickers Pfiff!" Und in der Tat: die Büsche teilten sich, und heraus trat Spicker. „Um Gottes Willen, Spicker, wo kommst du her?" riefen alle gleichzeitig. „Wo werd ich herkommen? Von Ulm." — „Ja, wie kommst du nach Gmünd?" — „Ich habe meine Fesseln aufgemacht; dann hab ich die Stäblein am Fenster ein bißchen auseinandergebogen. Dann bin ich die drei Stockwerk herabgesprungen und nach Gmünd gelaufen. Das ist alles. Jetzt habe ich aber Hunger und Durst." Nun ging es hoch her. Als es aber Nacht wurde, verschwand Spicker in den Waldungen im Schießtal, und von nun ab verschwanden auch wieder Hirsche, Rehe und Hasen in ungezählter Zahl.

Lange trieb er sein gefährliches Handwerk weiter. Dann wurde er wieder erwischt und auf die Gmünder Wache eingeliefert. Zwei Soldaten sollten

ihn gefesselt nach Ulm überführen. Sie gingen, um kein Aufsehen zu machen, mit ihm zum Bockstor hinaus und außerhalb der Stadtmauer der Rems entlang. Da Spicker mit schweren Ketten gefesselt war, gaben die Soldaten nicht sonderlich acht auf ihn. In der Gegend, wo jetzt das Gaswerk steht, standen damals in dem Stadtgraben viele Zwetschgenbäume. Spicker hatte einen günstigen Platz erspäht, sprang plötzlich in den Stadtgraben und erkletterte trotz seiner Fesseln gewandt wie eine Katze einen Zwetschgenbaum. Glücklich erreichte er die Stadtmauer und sprang auf der anderen Seite in die Stadt hinein. Beim Messinggießer Herlikofer in der Honiggasse schlug er sich die Fesseln weg. Dann war und blieb er verschwunden. Die Soldaten hatten in ihrem Schrecken gar nicht gewahrt, daß er über die Stadtmauer geklettert war. Lange noch stöberten sie mit ihren Bajonetten in dem Gestrüpp des Stadtgrabens herum; denn sie glaubten, er habe sich dort versteckt.

Spicker trieb nun seine Wilddiebereien toller als je zuvor. Das war nur möglich, weil er bei Bauern und Städtern gute Freunde hatte. Einigemal wurde er beim Rehnenhof gesehen. Ein württembergischer Beamter versprach deshalb dem Rehnenbauern eine hohe Belohnung, wenn er ihm verraten wolle, wann Spicker wieder im Rehnenhof vorspreche. Der Bauer aber sprach: „Ich bin kein württembergischer Spürhund. Was der Spicker tut, geht mich nichts an. Mir hat er noch nie geschadet. Wenn er in den Rehnenhof kommt, dann ist Spicker Herr im Rehnenhof. Dann soll er hier schalten und walten, wie er will. Meint Ihr, ich reize Spicker durch einen Verrat, daß er mir den roten Hahn aufs Dach setzt? Und wer schießt mir die Wildschweine ab, wenn der Spicker fort ist? Nein, sucht euch nur einen anderen Gehilfen!"

Endlich aber war das Maß voll. Nach langer Zeit wurde Spicker wieder ergriffen und dann unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen nach Ulm abgeführt. Dort soll er kurze Zeit darauf im Zuchthaus gestorben sein. Der Sohn der Freiheit konnte den Zwang nicht ertragen.

Das Bild des Polizeidieners Kränzle,

dessen Persönlichkeit in Nr. 10 der „Gmünder Heimatblätter" geschildert wurde, ist zur Zeit im Schaukasten des Optikers Schmid (Milchgasse) zu sehen.

Der christliche Kalender

Im Hundertjährigen Kalender des Lahrer Hinkenden Boten lesen wir:

„**Von den alten Kalendern.** Der Kalender in der heutigen Gestalt hat sich vornehmlich aus dem im alten Rom gebrauchten Kalender entwickelt. Bei den Römern hieß der erste Tag in allen Monaten calendae, was so viel heißt wie „ausgerufen", weil diese ersten Tage eines Monats öffentlich verkündet wurden. Bis aber der Kalender ein Lese- und Nachschlagebuch